

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt**

39 (24.9.1858) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten



# Unterhaltungsblatt

## des Schwarzwälder Boten.

N<sup>o</sup> 39. Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 24. September 1858.

Jenny.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Blumenfreund einen Topf nach dem andern mit poetischer Andacht bewundert hat, sucht er wie gewöhnlich einen Weichentopf.

Aber leider sind auf dem MagdalenenMarkte die gewöhnlichen Blumen gerade die seltenen!

Noch immer sucht er seine Lieblingsblume, als plötzlich ein sehr eleganter, halbbedeckter Wagen Halt macht, aus dem eine junge Dame heraussteigt, die selber eine Blume, sylphenleicht mitten durch die andern Blumen schwebt. Diese junge Frau, die einen italienischen Strohhut trägt, der ihr Gesicht verbirgt, bleibt bald vor diesem, bald vor jenem Topfe stehen, ohne etwas finden zu können, was schön genug wäre, ihre Wahl zu fesseln.

Endlich gelingt es einer reizend schönen Camelia, die Aufmerksamkeit der jungen Sphide zu erregen. Sie nähert sich der Blume, um sie zu kaufen; dicht neben der Camelia, hinter welcher er einen bescheidenen Weichentopf entdeckt haben will, steht der alte Alexandrin. Er vernimmt eine wohlbekannte Stimme, dreht sich um, erblickt die Dame und stößt einen Schrei freudiger Ueberraschung aus, denn es ist Jenny.

Auch sie ihrerseits erkennt sogleich den alten Freund, lächelt ihn freundlich an, reicht ihm die fein behandschulte Hand und sagt zu ihm:

— Es scheint, als sollten wir uns auf allen Blumenmärkten von Paris begegnen.

— Ja, ja, so scheint es fast; man könnte sagen, daß das mehr als Zufall, daß dies Bestimmung ist.

— Ich wette, daß Sie wieder ein Weichchen kaufen.

— Das ist es, was ich suche. Ich bin treu und beständig, ich! Aber Sie? Sie? Heute ist es eine Camelia, die Sie kaufen. Sie haben keine Lieblingsblume, wie es scheint, denn heute lieben Sie die Rose und morgen eine Camelia.

— Sie sind böse auf mich... und in der That, ich muß gestehen, daß Sie ein gutes Recht dazu haben, denn ich habe Sie getränkt...

— Tief getränkt, meine junge Freundin!

— Und wollen wir wieder Frieden schließen?

— Wer kann einer jungen, schönen Frau etwas abschlagen? Sie erlauben mir doch, Ihre Camelia zu tragen? Sie wissen, daß dies einmal mein Amt ist...

— Es sei, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mit mir in meinen Wagen steigen und mich in meine Wohnung begleiten.

— Sie wohnen nicht mehr auf dem Boulevard Saint Martin?

— Seit Kurzem bewohne ich ein großes Quartier in der Rue d'Antin.

— Nicht mehr drei Treppen hoch?

— Ich bewohne den ersten Stock. Kommen Sie, alter Freund?

Alexandrin nimmt die Camelia, die noch schwerer als der Rosenstock ist; aber Eigenliebe verdoppelt seine Kraft; es ist ein Stolz für ihn, Jenny's Träger zu seyn.

Zehn Schritte vom Blumenmarke hält die Kalesche; Jenny steigt ein, der Alte zögert einen Augenblick; Jenny reicht ihm

ihre Hand, ihr Lakai nimmt ihm die Camelia ab und hilft ihm einsteigen.

Der Aermste weiß noch gar nicht, wo er ist, als er schon längst im blitzschnell dahinsausenden Wagen vor einer jungen schönen Frau sitzt, die einen Cashemir, Spizen und Federn trägt.

Der alte Mann, der zu träumen glaubt, reibt sich die Augen. Noch nie, in seinem ganzen Leben, saß er in einer solchen Equipage. Die Vorübergehenden werfen neugierige Blicke hinein; alle Stutzer holen ihre Gläser hervor, und Herr Alexandrin ist eitel genug, zu glauben, das Alles gelte ihm!

Bald darauf hält der Wagen vor einem der schönsten Häuser der Rue d'Antin; man fährt in den Hof hinein; ein Lakai öffnet den Wagenschlag und nimmt dem alten Herrn die Camelia ab, was ihm, aufrichtig gesagt, gar nicht unlieb ist; dann folgt er der jungen Freundin, die ihn in ein Zimmer eintreten läßt, in dem Alles kolett, elegant, prachtvoll ist.

Nachdem sie einen mit asiatischem Luxus ausgestatteten Saal durchschritten haben, treten sie in ein mit Seide und Cashemir überleitetes Schmolstübchen, wo dreifache Gardinen das helle Tageslicht verdunkeln.

Jenny giebt ihrem greisen Lehrer ein Zeichen, sich neben sie auf den Divan zu setzen. Alexandrin, der sich nicht enthalten kann, die Pracht, die ihn hier umgiebt, mit verwunderungsvoller Miene anzustarren, wagt nur auf dem Rand des Divans Platz zu nehmen, leise vor sich hinmurmelt:

— Ah wie schön, wie reizend, wie herrlich! Auf welchem Theater, meine theuere Mademoiselle Jenny, spielen Sie jetzt?

— Vor Allem sei Ihnen gesagt, daß ich jetzt nicht mehr Mademoiselle Jenny bin. Man nennt mich jetzt Frau von Saint-Eugène.

— Frau von Saint-Eugène? Ei, ei, das klingt viel stolzer!

— Ferner bin ich nicht mehr Schauspielerin. Ich habe der Laufbahn, auf der man tausend Langweiligkeiten, tausend Unannehmlichkeiten geduldig ertragen muß, vor vier Monaten entsagt. Sie erinnern sich doch noch der ersten Aufführung jenes Stückes, in dem ich durchgefallen war?

— O, so etwas vergißt man nicht so leicht! Ich saß im Orchester, neben einem schätzenswerthen Gewürzträger, neben Monsieur Fanfan, der mit mir brüderlich seine Angst und Nothen getheilt hatte...

— Am andern Morgen, als Sie mich besuchten, wollten Sie mir nicht gerade heraus sagen, daß ich auch Ihnen mißfallen habe. Ich eile Narrin! Statt einzusehen, daß Sie damals vollkommen Recht gehabt, ärgerte ich mich über Sie, weil meine Eitelkeit sich dadurch verletzt fühlte, und deshalb, mein alter, würdiger Freund, gab ich meinem Portier den Befehl, Sie, so oft Sie mich besuchen wollten, abzuweisen.

— Nach meinem eilften Besuche zweifelte ich nicht mehr daran, daß mein Erscheinen Ihnen unangenehm sei.

— Verzeihen Sie mir mein großes Unrecht, mein guter Lehrer! Die Schmeicheleien meiner Anbeter hatten meinen Kopf verwirrt; ich hielt mich für ein großes Talent, wiewohl ich, was ich leider jetzt erst einsehe, nur höchst mittelmäßig war. Ich wurde ausgezischt und... verzweifelte. Gott mag wissen, wohin mich meine Verzweiflung geführt hätte, wäre nicht ein Schutzgeist er-



schienen, der sich meiner angenommen. Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines sehr alten, aber sehr reichen und sehr vornehmen Herrn; er hatte mich an jenem Abend, an dem ich durchgefallen war, spielen gesehen und mich so lieb gewonnen, daß er mir sein Herz und sein Vermögen, Wagen, Cashemir und Alles, was ich von ihm verlangte, zu meinen Füßen legte unter der Bedingung, daß ich das Theater verlassen und ausschließlich ihm angehören wolle. Der Augenblick, meiner Treu, war gut gewählt; ich verabscheute das Theater; ich liebte den Aufwand und nahm seine Anträge an. Seit jener Zeit bewohne ich dieses Quartier; ich habe Dienerschaft, Wagen und Pferde und das Bewußtseyn, daß jeder Wunsch, den ich ausspreche, sofort erfüllt wird.

Der alte Lehrer, der seiner jungen Schülerin mit etwas sonderbarer Miene zugehört hat, begnügt sich, den Kopf zu schütteln; dann sagt er:

— Es ist erstaunlich, wie sich Mademoiselle Jenny, seitdem sie sich als Frau von Saint-Eugène glücklich fühlt, so auffallend verändert hat. Sie haben nicht mehr, verzeihen Sie dem alten Manne seine Aufrichtigkeit, die jugendliche Frische, nicht mehr die kernige Gesundheit, die damals, als Sie noch im sechsten Stockwerk in der Rue de Laharpe gewohnt, Ihr reizendes Gesicht verschönerte. Sie sind jetzt — ach nehmen Sie mir's ja nicht übel — sehr blaß; Ihr Gesicht ist eingefallen, Ihr Auge nicht mehr so klar als sonst. Verzeihung, wenn das, was ich Ihnen eben sage, Sie betrüben sollte; aber ich muß es Ihnen sagen...

— Das hat nichts zu bedeuten. Ich besuche jetzt alle Bälle, alle Abendgesellschaften, ich durchschwärme die Nächte und das ermüdet mich, ich gebe es zu, aber was schadet das? Es ist vornehm, blaß zu seyn... man findet mich so ganz charmant...

— Und Ihr Herr Gemahl, Herr von Saint-Eugène, was macht er? Wo ist er? Werden Sie mich ihm nicht vorstellen?

— Wenn Herr von Saint-Eugène hier ist, antwortete sie lächelnd, empfangen Sie Niemanden. Aber er kommt niemals vor vier Uhr. Wenn Sie mich also sprechen wollen, mein lieber Freund, so müssen Sie mich Morgens besuchen... dann frühstücken wir zusammen; ich erinnere mich, daß Sie ein wenig Gourmand sind; ich werde Ihnen die delicatesten Dinge vorsetzen...

Der alte Mann erhebt sich, nimmt seinen schlechten Hut, welchen er vor sich auf den Fußteppich hingestellt hatte, verbeugt sich und sagt mit ernstem Tone:

— Frau von Saint-Eugène, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!

— Wie, mein theurer Freund und Lehrer will mich schon wieder verlassen?

— Ja, Frau von Saint-Eugène, ich habe heute noch zwei Schreibstunden zu geben. Ach, ich hätte mich nie auf etwas Anderes einlassen sollen!

— Aber Sie werden mich doch recht bald wieder besuchen? Hier, ich verspreche es Ihnen, werden Sie jedes Mal, wenn Sie vor vier Uhr kommen, mich zu Hause finden.

— Das genügt, Frau von Saint-Eugène; ich werde mir das merken. Bleiben Sie sitzen, Frau von Saint-Eugène; ich bitte Sie, sich ja nicht stören zu lassen.

Und dann geht er. Auf der Treppe jagt er:

— Ah, das gefällt mir nicht! Die junge Dame geht jetzt einen Weg, den ich nicht liebe; sie hat das Theater verlassen, für das sie, wie ich geglaubt, so viel Beruf gehabt; aber es scheint, daß sie noch weit mehr Beruf zu Cashemirs und Federhüten in sich fühlt. Der alte Triptolemaus wird sie nicht mehr besuchen und wenn sie ihm noch so gute Frühstücke verspricht. Ich bin Feinschmecker, das mag seyn, ich will's durchaus nicht leugnen, aber meine Ledermäuligkeit wird mich nie zu niederen Handlungen verleiten. Von nun an darf ich die Schwelle der

Mademoiselle Jenny, die sich jetzt Frau von Saint-Eugène nennen läßt und einen Mann hat, der erst um vier Uhr zu ihr kommt, nicht mehr betreten.

10.

Alexandrin hat eben den Hof durchschritten und sich dem Ausgange genähert, als ein junger Mann mit einem Korbe, der mit Waaren angefüllt ist, in den Hof eintritt und mit dem alten Poeten zusammenstößt.

— Mann Gottes, ruft Alexandrin, die Augen aufschlagend, man nimmt sich hübsch in Acht!

Aber in demselben Augenblick ergreift er dessen Arm und sagt:

— Ah, Sie sind's, Monsieur Fausan!

— Ja, ich bin's! Ach nun erkenn' ich auch Sie! Sie sind der bewußte Lehrer, der bewußte Autor.

— Ich war's, junger Freund. Jetzt bin ich wieder das, was ich früher gewesen, Schreiblehrer. Mit dem Alter wird man klüger; aber wohin wollen Sie, Monsieur Fausan?

— Ich will Waaren, die man bei uns bestellt hat, abliefern.

— Hier in diesem Hause?

— Ja, lieber Herr!

— Bei wem, wenn's erlaubt ist zu fragen?

— Bei, bei — warten Sie, der Name ist mir entwischt; doch nein, eben fällt er mir wieder ein, bei Frau von Saint-Eugène. Ah, das muß eine sehr reiche, vornehme Frau seyn, denn sie hat in Kaffee und Zucker das Beste, was wir haben, bei uns bestellt.

— Sie wollen also wirklich zu Frau von Saint-Eugène? fragt der Dichter, den Gewürzkrämer zurückhaltend. Verzeihen Sie, mein junger Freund, wenn ich Sie zuvor auf etwas aufmerksam mache. Wissen Sie, wer die Dame ist, zu der Sie gehen wollen?

— Nein, aber sobald sie das, was sie kauft, baar bezahlt, ist mir das sehr gleichgiltig.

— Es wird Ihnen nicht gleichgiltig seyn, wenn Sie erfahren, daß diese Dame, welche im ersten Stockwerk ein prachtvolles Quartier bewohnt, die Dame, welche Cashemirs und Federhüte trägt, die Dame, welche Wagen und Pferde hat, die Dame, die jetzt Camellias kauft, keine Andere ist, als Jenny Desgrillons; jene Jenny, die einst, als sie noch durch Illuminiren sich ernährte, Ihre Frau werden sollte.

— Jenny! schreit Fausan, indem er den Korb vom Kopfe nimmt und ihn auf einen Stein hinstellt, Jenny! Wie, sie ist eine große Dame geworden? Sie hat sich in so kurzer Zeit ein so großes Vermögen verschafft? Ach, lieber Herr, nun sehe ich wohl ein, daß Sie Recht gehabt, als Sie sagten, Sie hätten das heilige Feuer in ihr angefaßt. Nun sehe ich wohl ein, daß auch Jenny Recht gehabt, als sie sagte: daß es besser sei, Künstlerin als Gewürzkrämerin zu seyn. Ich, ich hätte ihr niemals Wagen und Pferde halten, niemals Cashemirs und Federhüte kaufen können, ich armer Fausan! Aber um solch ein Haus zu machen, muß sie bei der Oper seyn.

— Nein, sie ist nicht bei der Oper.

— Also beim Ballet?

— Auch das nicht, und dennoch macht sie große Sprünge, setzte der Alte mit schwerem Seufzer hinzu und guckt mit Sehnsucht in den Korb hinein, in dem aber, zum großen Leidwesen seiner Eplust, alle Säckel fest zugebunden sind; sie ist nicht einmal bei einer Puppenkomödie... sie hat das Theater ganz und gar verlassen...  
(Schluß folgt.)

### Anekdoten und Charakterzüge von Napoleon I.

(Fortsetzung.)

#### + Die goldne Sichel.

Während Napoleon auf einem seiner Feldzüge von Paris abwesend war, hatte er Befehl gegeben, die Tuillerien neu zu meubliren.



Als er zurückkehrte, führte man ihn sogleich in allen Zimmern und Sälen umher, ihm Alles zu zeigen und bewundern zu lassen. Er zeigte seine Zufriedenheit, ließ sich aber auch bei allen Gegenständen die Kosten angeben. Blöthlich blieb er in einer Fensterbrüstung bei einem sehr reichen Vorhange stehen, ließ sich eine Scheere geben, schnitt mit derselben eine der kostbaren goldenen Sichel, mit welcher jener garnirt war, ab, steckte sie, ohne weiter etwas zu sagen, in die Tasche, und setzte dann seine Beschäftigung ruhig fort. Seine Begleiter konnten es sich gar nicht erklären, was er mit der abgetrennten Sichel beabsichtige; bald aber sollten sie es zu ihrem Schrecken erfahren. Napoleon pflegte nämlich hin und wieder des Morgens, im strengsten Incognito, einen Spaziergang durch die Straßen von Paris zu machen. In den nächsten Tagen durchwanderte er auf einem solchen die Straße St. Denis mit seiner Sichel in der Tasche. Er ging in mehrere Gewölbe, wo ähnliche Gegenstände zum Verkauf standen, hinein, ließ die Sichel abschätzen, that, als wenn er ähnliche Käufe im Sinne habe, und ergründete auf diese Weise die wahren Kosten des ganzen Meublements. Er fand, daß er sehr übertheuert worden war. Beim nächsten Lever zog er nun unerwartet die Sichel hervor, reichte sie dem, der mit dem Meublement beauftragt war, und sprach: „Hier, mein Freund, nehmen Sie! Gott soll mich behüten, zu glauben, daß Sie mich bestohlen haben; aber man bestiehlt Sie. Sie haben dieses Ding ein Drittel über den wirklichen Werth bezahlt. Man hat Sie als Intendant eines großen Herrn behandelt. Hätte man Sie nicht gekannt, Sie würden wohlfeiler gekauft haben.“ — Auf gleiche Weise controlirte Napoleon alle Gegenstände der häuslichen Oekonomie, und es gelang ihm, bedeutende Ersparnisse einzuführen. Ähnlich verfuhr er mit den Ausgaben der Staatsverwaltung. Daher sagte er oft: „Ich habe eine solche Ordnung eingeführt, und wende so richtige Proben an, daß es unmöglich ist, mich um etwas Bedeutendes zu bestehlen. Geschieht es doch, so mag es der Thäter auf sein Gewissen nehmen. Erdrüden wird es ihn nicht, denn er kann unmöglich schwer daran zu tragen haben.“

Der älteste Soldat des 53. englischen Regiments. Das 53. englische Regiment bewachte Napoleon auf St. Helena. Es war am 19. April 1816, als der älteste Soldat desselben den gefangenen Kaiser zum ersten Mal sah. Als er dann zu seinen Kameraden zurückkam, rief er: „Wahrhaftig! man hat mich tüchtig angeführt. Mir ist gesagt worden, Napoleon sei schon sehr alt; aber das ist durchaus nicht der Fall. Der Teufelskerl hat wenigstens noch 60 Campagnen im Leibe.“ — Napoleon, der diesen Witz sofort wieder erfuhr, war entzückt darüber, und erzählte ihn mit großem Vergnügen seiner Umgebung. (Fortsetzung folgt.)

### Compaß und Senkblei zur glücklichen Reise durch das klippenvolle Meer dieses Lebens.

(Fortsetzung.)

161stes Kapitel.

A n n u t h

verbreitet einen unaussprechlichen, angenehmen Reiz über jeden Blick, jedes Wort. Sie verschönert die weniger Hübschen und ertheilt den Schönen den Reiz, ohne den sie nicht gefallen können; sie zeigt jede Tugend, jede Vortrefflichkeit in ihrer edelsten Gestalt. Diese Art von Vereblung, mein Theurer und meine Theure, laß dir angelegentlichst empfohlen seyn, mit ihr ist auch ein edler Anstand und seine Sitte verbunden, so wie du auch darauf zu achten hast, die Grenzen des Schicklichen nicht zu überschreiten. Mit Leichtigkeit und heiterer Anmuth mußt du Alles ergreifen; suche jede deiner Bewegungen zu verebeln; stehe und gehe gerade, verneige dich mit Anstand, erlaube dir keine Stellung, die der seine Geschmac nicht mißbilligt; vermeide Alles, was unangenehm in die Augen fällt. (Fortsetzung folg.)

### Eine Phantasie-Reise im Weltall.

#### I. Die Abreise.

Wer bereit ist, mit uns einen Ausflug in den Weltraum zu machen, der schnüre sein Bündel, versehe sich mit einer Paßkarte und versorge sich mit etwas Proviant; denn unsere Reise wird zwar sehr schnell abgemacht, aber dafür sehr weit in den Raum hinausgehen.

Was aber wollen wir in's Bündel thun? Was soll in der Paßkarte stehen? und was müssen wir im Proviantbeutel mitführen?

Im Bündel wollen wir unsere Gedanken beisammenhalten. In der Paßkarte wollen wir uns die Stationen vorschreiben lassen und in den Proviantbeutel wollen wir unsere ganze Unterhaltungs-Gabe einpacken.

Reisen wir zu Wasser? zu Pferde? per Eisenbahn? — Nichts von dem! Wir reisen mit Hülfe eines elektrischen telegraphischen Apparats! Wir machen nämlich eine Phantasie-Reise und da die Phantasie im Gehirn wohnt und im Gehirn etwas wirksam ist, das nach neueren Forschungen der Elektricität sehr ähnlich ist, so

machen wir eigentlich eine elektrische Reise in den Weltraum.

Die alten Griechen haben sich zwar die Phantasie durch ein Pferd mit Flügeln zu versinnlichen gesucht. Die alten Hebräer haben sogar die göttliche Allmacht auf Sturmes-Fittigen einberufend gedacht. Hätten die Griechen eine Lokomotive und die Hebräer einen Luftballon gekannt, so würden sie genöthigt gewesen seyn, für Phantasie und Allmacht andere Reisegelegenheiten zu erfinden, und hätten sie wie wir elektrische Telegraphen gekannt, so würden jene ihre heidnischen, diese ihre frommen Vorstellungen wahrscheinlich durch einen Metalldraht versinnlicht und würden vielleicht alle verzerrt haben, die solchem Draht sammt Gutta-Perchalleberzug keine begeisterte Verehrung zollen mochten.

Wir aber sind in diesem Sinne wenigstens keine Kezer; ja wir gehen noch ein Stückchen weiter. Wir wollen uns zur Phantasie-Reise einen elektrischen Telegraphen phantasiren, der zunächst von der Erde zum Mond, unterm nächsten Nachbar am Himmel führt und uns die noch schönere Phantasie vorphantasiren, daß man auf solchem Draht nicht nur Palette, sondern auch Passagiere, mindestens Gedanken-Passagiere befördern kann.

Also frisch auf! Wir treten die Reise an!

Doch halt! Wir müssen für diejenigen, die noch mitwollen, auch den Ort bezeichnen, wo wir von dem Erdenrund abfahren, da möglicherweise viele Zweifel hierüber entstehen könnten. Der Ort, den wir meinen, wird bald gefunden seyn.

Wer eine kleine Erde, was man einen „Globus“ nennt, oder eine Landkarte vor sich hat, worauf die ganze Erde abgemalt ist, der wird zugeben, daß die Erde eine Kugel ist. Diese Kugel, das ist ausgemacht, dreht sich in vierundzwanzig Stunden um eine Ase, deren beide Enden als zwei Pole bekannt sind. Rings um die Mitte dieser Kugel, so zu sagen um den Bauch der Erde, ist auf Globus und Landkarte ein dicker Strich, ein Gürtel zu sehen, den man „Aequator“ nennt, und da wir zu gutgesinnt sind, um uns nach irgend einer Seite hin entschieden zu halten, wollen wir uns auf dieser Mittel-Linie einen Punkt zur Abfahrt auswählen.

Der Punkt ist gleichfalls schnell gefunden.

Auf Globus und Landkarte wird Jedermann schon gesehen haben, wie da von einem Pol zum andern seine Linien gezeichnet sind, die quer durch den Aequator laufen. Die Linien sind numerirt, und da wir die Ersten Passagiere auf unserer Phantasie-Reise sind, wollen wir die Linie, die mit Numer Eins bezeichnet ist, in's Auge fassen und den Punkt zur Abreise wählen, wo diese von Pol zu Pol laufende Linie den Gürtel quer durchkreuzt, obgleich dieser Punkt mitten im Meere liegt und schwerlich ein Konstabler da ist, um unsere Reise zu legitimiren.

Und nun: Adieu! Der Zug geht ab!

Wohin?

Unsere erste Station wird der Mond seyn; zunächst jedoch wollen wir oben ein tausend Meilen von der Erde ab ein wenig Halt machen und einmal sehen, wie es unserer Erdkugel ohne uns ergeht.

Unter uns liegt diese Erdkugel von einer Luft-Hülle umgeben. Die Luft-Hülle ist dunkel, wolkig und läßt sich nicht durchblicken; aber uns ist der Himmel merkwürdig klar, eher schwarz als blau, und die Steine, die sonst durch die bewegte Luft gesehen so sehr funkeln, leuchten jetzt in nie gesehenem ruhigen Glanze. Wären wir gewöhnliche Passagiere, ähnlich denen, die sich in Luftballons ein Stückchen von der Erde entfernen, so würden wir wie diese von der Erde nichts sehen als Dunst und Nebel. Da wir aber Phantasie-Reisende sind, so wollen wir unser Gedanken-Bündel vornehmen und mit Hülfe von Gedanken, die belannlich jollfrei sind, uns diese Dünste und Nebel fortwischen.

Ah! Da sehen wir richtig die Erde!

Sie ist wirklich eine Kugel und sie dreht sich um ihre Ase und die Luft dreht sich mit. Sie dreht sich so, daß der Punkt, von wo wir abgereist sind, schon nicht mehr unter uns liegt. Er hat sich fortgewendet nach der Richtung, die man da unten Osten nennt. Eigentlich ist ungeheuer viel Wasser und nur sehr wenig Erde auf der Erde. Das was die Menschen da unten Erde oder gar Welt nennen, sind nur Inseln, die das Wasser nicht bedeckt hat. Wie nichtig klein ist dort links Europa! Da nehmen sich Asien und Afrika schon ganz respektabel dagegen aus. „Wo ist des Deutschen Vaterland?“ Wahrhaftig wir können es von hier ab auch nicht finden. Hesses Kassel ist sogar mit dem Mikroskop kaum auszusparen, ebenso Hannover. Selbst die Krim, um welche sich die Menschen, diese armen Würmer, die auf dem untersten Grund des Luftmeers herumkriechen, tausendweise todgeschlagen, ist so gut wie gar nicht vorhanden.

Doch halt! hier sehen wir etwas Neues, das müssen wir uns näher betrachten! (Fortsetzung folgt.)

### Die versiegelte Geliebte.

In einer kleinen Stadt, in der Nähe von Lyon, starb die Gat-



tin des Apothekers D., bis er auf das zärtlichste liebte und von welcher er eben so zärtlich wieder geliebt ward. Der Schmerz des Wittwers war so groß, daß er den Entschluß faßte, den Ort auf immer zu verlassen, der ihn stets an den erlittenen Verlust erinnern würde. Er reiste ab und überließ die Sorge für seine Wittwe seinem Gehülften, einem hübschen jungen Menschen von fünfundsanzig Jahren, den er zu seinem Nachfolger im Geschäfte bestimmt hatte. Dieser Gehülfe hatte ein zärtliches Verhältniß mit einem Frauenzimmer aus der Nachbarschaft angeknüpft. Die hübsche Nachbarin erschien täglich in dem Laden unter dem höchst sinnreichen Vorwande, Thee oder Willen zu kaufen, und bewirkte, daß der gefühlvolle Schüler Askulap's einige Stunden lang alle Gedanken an seine Wittwe und Präparate vergaß. Eines Tages aber, als die Beiden, um den indiscreten Blicken der Vorübergehenden entzogen zu seyn, sich in ein Nebencabinet zurückgezogen hatten, erschien die Justiz in der Person des Herrn Friedensrichters und seines Grefriers in der Apotheke. Man kann sich den Schreden der jungen Dame und die Verlegenheit des Apothekergehülften denken, welcher schon im Geiste die Weigerung seines Patrons vorausjah, ihn, einen Menschen von mehr als zweifelhafter Moralität, zum Nachfolger zu nehmen. Inbessen kommt ihm in der Verwirrung eine Idee: er öffnet hastig einen Schrank, schließt schnell das arme, von Schreden gelähmte Frauenzimmer ein und begrüßt den Friedensrichter mit heiterer Miene. Der Beamte eröffnet ihm die Ursache seines Besuches: er komme auf Anstehen der Erben der verstorbenen Gattin des Apothekers, um die Mobilien aus der Verlassenschaft der Madame D. unter Siegel zu legen. Das Geschäft beginnt; man schreitet vorerst zur summarischen Ausnahme der Gegenstände, die Schlüssel werden von allen Möbeln abgezogen, dann wird jedes Schlüsselloch mit einem ungeheuern rothen Siegel belegt. Als der verhängnißvolle Schrank an die Reihe kommt, drängt sich der Apothekergehülfe mit Entsetzen vor denselben. Der Friedensrichter, der diese Bewegung mißverstand, bemerkte: „Ohne Zweifel ist dies der Schrank, worin Sie Ihre Effekten aufbewahren; gut, Sie können dieselben herausnehmen.“ Bei diesen Worten langte er nach dem Schlüssel. — „Nein, nein!“ schrie der Unglückliche, der sich kaum zu helfen wußte, „ich habe durchaus Nichts darin!“ Inbendem er dies sagte, zog er selbst den Schlüssel heraus und übergab ihn dem Friedensrichter. Dieser nimmt ihn und drückt dem Schlüsselloch das schreckliche Siegel auf. Nach vollzogener Versiegelung entfernen sich Friedensrichter und Grefrier, dem jungen unglücklichen Menschen die Aussicht über die versiegelten Gegenstände empfehlend, indem sie ihn mit dem 22. Artikel des Code pénal betannt machen, der also lautet: „Wer sich einer Verletzung gerichtlicher Siegel schuldig macht, soll mit einer Gefängnißstrafe von sechs Monaten bis zu zwei Jahren bestraft werden, und wenn es der mit ihrer Bewachung Beauftragte selbst ist, soll er mit zwei bis fünf Jahren Gefängniß angesehen werden.“ — Voll Verzweiflung blieben die Liebenden sich überlassen. Das Mädchen bittet, steht, den Schrank zu öffnen, der Apotheker antwortet mit dem Artikel des Code pénal. Sie weinen, sie lamentiren, aber kein Entschluß wird gefaßt. Unterdessen kommt die Nacht herbei, die Eingesperrte schildert die klägliche Lage, die ihr bevorsteht; sie darf die Nacht über nicht von Hause bleiben, es würde entsetzliches Aufsehen machen, ihr Ruf wäre für immer dahin! — Endlich diese Gefahr selbst begreifend, steht der Gehülfe nur einen Ausweg: dem Friedensrichter Alles zu gestehen. Er läuft eilig zu dem Beamten: Der ist auf den Abend zu Gast geladen. Der geängstigte Liebhaber muß weiter laufen, wo aber seinen Mann auffinden? Endlich trifft er ihn, er schildert ihm das Gräßliche seiner Lage. Der Friedensrichter, ein junger Mann, lächelt und will Hilfe schaffen. Aber — o Jammer! — die Schlüssel sind bei dem Grefrier und der Grefrier ist auf dem Krebsfange und wird vor dem andern Morgen nicht zurück seyn. Neue Bestürzung, neuer Aufenthalt, und das arme Mädchen muß während der ganzen langen Zeit im Schranke jammernd seufzen. Endlich wird ein Schlosser gerufen und die fatale Thür geöffnet. Das Mädchen tritt heraus, die Hände vor dem Gesicht. Uebertriebene Vorsicht! der galante Beamte hatte in dem Augenblicke, als sie vorüberschritt, schonender Weise den Kopf gewendet.

#### Der Heimath Zauber.

Wenn der Heimath Bild dir vor Augen schwebt,  
Dir der Heimath Sonne im Herzen bebt;  
Wenn in's Vaterhaus du dich träumst zurück,  
Wo du still empfunden der Jugend Glück:  
Ach, die Seele, sie ist dann so weich, so reich,  
Von den Wangen gleiten die Thränen gleich.  
Wenn mit leisem Rauschen der Wald dich grüßt,  
Und das Bächlein murrend vorüber fließt;  
Wenn dem Blüthenleise der Duft entquillt,  
Und des Windes Ruf dir die Wange küßt.

Ach, dann hält ein Zauber dich fest umstrickt,  
Deine Heimath hat dich an's Herz gedrückt.  
Wenn die heimischen Berge dein Auge schaut,  
Dich die Sagen umgaukeln gar lieb und traut,  
Jene goldenen Sagen aus alter Zeit,  
Die des Kindes Herz schon so hoch erfreut:  
Ach, dich läßt der liebende Arm nicht los,  
Der dich freundlich zieht in der Heimath Schoß.  
Wenn im Herzen der Heimath Hauberstein  
Dir erglänzt, so wahre ihn still und rein!  
Wenn mit linder Wehmuth er dich umfließt,  
O, dann halte ihn und verschenk' ihn nicht!  
Laß die letzte Blüthe ihn seyn, die fällt  
Vor dem kalten, eisigen Hauche der Welt! Aug. Gertner.

#### Sprüche wörter.

- + So manches Gras aus der Erde sprießt, so manche Gefahr aus Puhlchaft.
- + Der Eine klopft auf den Busch, der andre fängt den Vogel.
- + Viele haben ein ganz anderes Christenthum als Christus.

#### Goldföner.

- \* Ein nur gemäßigtes Glück, das dir der Neid nicht stört,  
Ein Buch, das dich vergnügt, und auch dabei belehrt.  
Ein Freund, der nicht an dir auch deine Fehler liebet,  
Ein Kind, das sich dir nach geprüfter Wahl ergiebet,  
Freund! dies wünsch' ich dir.
- \*\* Bei kleinen Gesellschaften, in denen kein Glied dem andern fremd ist, herrscht Offenheit, Fräulichkeit, Frohsinn.

#### Maritätenkästlein.

- †† Vor einiger Zeit reiste ein Engländer von Granada nach Jaen. In einem der Orte, wo die Diligence anhält, hörte er plötzlich rufen: Mylord! Mylord! Der Engländer beeilte sich, den Kopf aus dem Schlage herauszustrecken, in der Meinung, ein zufällig anwesender Landsmann rufe ihn. Allein er sah Niemand als den Mayoral (Postconducteur), der den Ruf wiederholte. „Was soll es seyn“ fragte der Gentleman. Man denke sich die Entrüstung und die Wuth desselben, als der Mayoral erwiderte: „Nichts für Sie; ich rufe nur meinen Pudel!“ „Goddam,“ sagte der Reisende und zog sich zurück. In der nächsten Station rief der Engländer plötzlich: Mayoral! Mayoral! Derselbe sprang eilends aus dem Wirthshause; „Sie wünschen, mein Herr?“ — „Aber ich rief Sie nicht!“ — „Wen alsdann?“ — „Dieses Thier hier!“ — „Ja, mein Herr, man sieht wohl, daß Sie noch nicht recht spanisch kennen; das ist ja ein Esel!“ — „Was thut das, bei mir zu Hause heißt man sie Mayoral.“

#### Charade.

Ihr beiden Ersten zarten,  
Der Jugend schönstes Bild,  
Blüht weiß in meinem Garten,  
Ost gelb, auch röthlich mild;  
Verbreitet süße Düfte,  
Wenn jung und frisch ihr seid,  
Und würt die Frühlingslüfte;  
Seid well ihr, thut's mir leid.  
Schau' Kind daran die Lehre:  
So blüht der Mensch und stirbt.  
O daß er klug doch wäre,  
Und Tugend sich erwirbt!  
Wollt, Kinder, ihr nicht hören;  
Das Dritte komm' herbei!  
Es wird den Troj zerstören,  
Wenn noch so starr er sei.  
Es sind die ersten Zweie  
Im Frühlung an mir da.  
Daß Niemand sie entweiße,  
Sonst ist das Dritte da.

Auflösungen der Räthsel in den vorigen Nummern:  
Grasmüde.  
Zunaenheld.



Von den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856 und 1857 des Unterhaltungsblattes, erlassen wir den broschirten Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direct bei der Redaction gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme versendet werden.

Hedigirt, gedruckt und verlegt von W. B. Brandecker.